

Ausloberpreis der Bayerischen Architektenkammer an die Stadt Memmingen

Festrede von Wilhelm Warning / Es gilt das gesprochene Wort

Sperrfrist: 15. Juli 2010 / 19.00 Uhr

Guten Abend meine sehr verehrten Damen und Herren.

Es ist mir eine besondere Ehre, anlässlich der Preisverleihung Ihnen einige Gedanken zum Thema Architektur darlegen zu dürfen. Das kann nur skizzenhaft bleiben, denn das Thema Bauen und Baukunst ist außerordentlich komplex. Und schon wären wir mitten in einer dieser vielen miteinander zusammenhängen Ebenen: Ist Bauen Kunst? Gibt es Bauen ohne Kunst? Kann man Architektur mit Baukunst überhaupt gleichsetzen? Wäre dann Gebautes, dem die Kunst fehlt, überhaupt Architektur? Gibt es also Bauwerke, die nicht Architektur sind? Was sind sie denn dann? Und was versteht man dann unter Architektur? Sie sehen: eine kleine unbedachte Formulierung und schon steckt man in einer, wenn ich das mal so lax ausdrücken darf, dicken Diskussion. Weil ich aber nicht mit der Türe ins Haus fallen möchte – eine Sprachwendung, die bestimmt einer aus der Branche erfunden hat – beginne ich anders, und nehme sie mit nach Griechenland. Sie sehen es an meiner noch vorhandenen Bräune, ich bin gerade zurück aus unserem Urlaub, den wir auf der Kykladeninsel Naxos verbracht haben. Ein wundervolles, meerumspültes Eiland, mit Sand und Felsbuchten, mit ständiger Brise, um nicht zusagen ständigem Wind, mit grünen Hügeln und Ebenen und Quellen, mit karstigen, braungrauen Bergen und, natürlich, mit diesen weißen Postkartendörfern, viele an Abhänge geklebt, mit kleinen, ebenfalls weiß gekalkten und blau bekuppelten Kirchen, oft auf den Spitzen der Hügel oder Berge, oder dicht am Meer. Als typische Kykladenarchitektur preist das der Reiseführer. Soweit das Klischee, das eben auch stimmt. Zum Teil jedenfalls. In der kleinen Inselhauptstadt Chora zum Beispiel, wenn man durch die

engen, verschlungenen Gassen der Altstadt geht mit ihren alten Häusern, dicht an dicht, deren Mauern Schatten spenden im hellen Licht. Nicht mehr als Gehwege und Steige von Haus zu Haus, und ab und an ein Baum bestandener Platz mit Stühlen und Tischen oder ein Kirchlein, in dem es nach Bienenwachs und Weihrauch duftet. Schön, nicht wahr? Ja, natürlich. Und nicht schön. Denn die Altstadt ist längst vollkommen auf Tourismus ausgerichtet. Auf Menschen wie meine Frau und ich. Das waren wir ja wohl: Touristen. Monostruktur ohne Vielfalt: Souvenirs, Schmuck, Inselmode und jede Menge Cafes und Lokale. Was zum Wohnen gebaut wurde, ist in ein Quartier verwandelt worden, in dem man sich amüsieren, in dem man konsumieren soll. Und in dem auch Abend für Abend, wie das so schön heißt, die Post abgeht.

Die Architektur, meine sehr verehrten Damen und Herren, trägt das, weil sie nicht nur auf die Funktionen Wohnen und Einkaufen für den täglichen Bedarf begrenzt, sondern flexibel nutzbar ist. Denn das Lebensgefühl, das sich da durch die intensive Vermengung von öffentlichem, halböffentlichem und privatem Raum einstellt, ist sehr attraktiv.

Schon wieder sind wir ein weiteres Thema geraten, das nicht nur im fernen Hellas interessant ist, sondern in vielen Städten mit historischer Substanz. Wie zum Beispiel hier in Memmingen. Denken wir doch nur an den Marktplatz mit seinen Raumbeziehungen oder das Altstadtquartier um die Frauenkirche. Beides Ergebnisse von Wettbewerben und gelungene Beispiele, das Herz der Stadt am Leben zu erhalten, soweit öffentliche und private Räume und ihre sich einander durchdringende Nutzung planbar sind.

Gefährlich wird es allerdings immer dann, wenn die Nutzung nur noch einschichtig geschieht, wenn die Vielfalt des Lebens verloren geht. Wir sind wieder in Griechenland. Viele Naxioten haben die Insel verlassen und sind nach Athen

gezogen. Oder ins Ausland. Ich stelle mir den Dämmer Schlaf der Altstadt von Chora im Winter vor. Dann, wenn die Bauwerke ungenutzt sind. Wie manche malerischen Innenstädte in deutschen, in bayerischen Kommunen, veröden, wenn sie nur noch Wenigem dienen. Etwa dem Tourismus. Nehmen wir die Altstadt von Salzburg: Das ist eine traurige Entwicklung. Aber nicht nur dort. Dramatisch etwa Venedig. Es ist ein altes, immer neu diskutiertes Thema, weil leider immer noch aktuell: die Großmärkte und Discounter, die Gewerbegebiete am Ortsrand, die der gewachsenen Nutzungsvielfalt und damit auch der Vielfalt der Gebäude, also der architektonischen Vielfalt den, wie man auf bayerisch sagt, den Garaus machen kann, wenn derlei Orts- und Stadtplanungen in erster Linie der ökonomischen Effizienz folgen. Was verführerisch ist, nicht nur in Zeiten knapper Kassen. Sehen wir einmal ganz ab von den Folgebelastrungen, etwa wenn alltägliche Begegnungsräume innerörtlich verschwinden: Der Treffpunkt Einkaufen ist dann aus dem häuslich nahe Bereich, aus dem Quartier nach außen, an die Peripherie verlagert. Welcher Nachteil für alle, die nun weite Wege haben. Stadtqualität ist auch Begegnungsqualität. Stichwort: soziale Nachhaltigkeit. Und es bedarf meist des Autos, um dorthin zu gelangen. Stichwort Ökologie und Nachhaltigkeit. Fragen, die unmittelbar mit Architektur, Urbanistik und Planung zu tun haben.

Drollig genug, dass die von den Menschen vielfach erträumte Vielfalt in der Kleinräumigkeit und Überschaubarkeit dann an der Peripherie wieder künstlich hergestellt wird: Bestes, weil krassestes Beispiel ist die Ingolstadt Village, jenes abstruse Gebilde vor den Toren der Stadt, das die kleinstädtische Kulisse bietet für allerlei Marken Outlets, einschließlich Cafe und Fast Food Restaurant. Man soll sich dort geborgen fühlen. Und: Ist das Architektur? Oder nur etwas Gebautes? Wir sind wieder bei der Ausgangsfrage angelangt. Und ich möchte das noch etwas polemisch zuspitzen: Wäre es denkbar, dass man einen Wettbewerb auslobt für so ein Outlet

Baugebilde? Sollten daran dann neben Architekturbüros nicht auch Bühnenbildner teilnehmen oder Designbüros? Denn wie man es dreht und wendet: Mit Gestaltung und Form ist jede Form von Bauen stets verbunden.

Auch, noch mal ein Sprung zurück auf unsere Kykladeninsel, bei den Hausbauten auf Naxos. Nicht mehr als zwei Stockwerke sind erlaubt. Also E plus eins. Man könnte angesichts des Anblicks denken, darin erschöpften sich auch schon die Vorschriften. Denn überall entlang der Küste – ein herrlicher, etliche Kilometer langer Sandstrand in immer neue Buchten gegliedert – entstehen Betongerippe in Quaderform. Sie ragen in den Himmel: Auf betoniertem Grund Eck- und Dachbalken aus Beton, in der Mitte eine betonierte Treppenspindel ins Nichts. Das war's dann. Zuweilen stehen auch Paletten mit Ziegeln dabei. Das fertige Produkt ist dann verputzt und gekalkt Kykladenarchitektur. Manchmal ist nur das Erdgeschoss fertig, dann recken sich die rostigen Armierungseisen durch die Betondecke. Bis genug Geld für den ersten Stock da ist. Und die fertigen Bauten bilden dann, nun ja, so etwas wie Streusiedlungen, die sich über die Topographie des Geländes ziehen. Eine zunehmend zersiedelte Landschaft. Ist das wirklich Architektur?

Ich möchte die Frage offen lassen und das überlegene Lächeln über die ach so skurrilen griechischen Zustände gerne mit einer Gegenfrage konterkarieren: Wie sieht es denn mit der Zersiedelung an der Peripherie unsere Städte aus? Und wie mit den meist gleichförmigen Reihen- und Einfamilienhäusern, die, mal besser und mal schlechter verkehrsberuhigt sich in das Land fressen. Und wie mit dem Problemen, einen Wohnungs- und Siedlungsbau zu schaffen, der nicht von Flensburg bis Berchtesgaden immer ähnlich aussieht. Der regionale Bezüge aufweist. Freilich Bezüge, die sich nicht im rückwärtsgewandten Getümmel, in Pseudobäuerlichkeit oder landhäusiger Anmutung erschöpfen. Beispiel: Wohnungsbau in Vorarlberg, wo der Werkstoff Holz in zeitgemäßer Form verwendet die örtlichen Traditionen aus dem

Bregenzer Wald aufgreift und in die Gegenwart transponiert. Der Pseudotoskanastil mancher Häuser bei uns jedenfalls ist so wenig anstrebenswert wie das Überlassen der Siedlungsprojekte an Entwickler und Investoren, die, von Ausnahmen abgesehen, in erster Linie ein Maximum an Profit anstreben, den sie aus ihren Bauvorhaben herausholen. Die Fülle von Gestaltungsvorschriften, also von Normierungen, hilft da nicht weiter, sondern bewirkt, im Gegenteil, zuweilen gestalterischen Stillstand.

Meine sehr verehrten Damen und Herren: schon bin ich in ein weiteres Minenfeld geraten. Aber so geht es dem Menschen, der über Architektur spricht, und nicht nur Einzelbeispiele loben, sondern Zusammenhänge aufzeigen und Fragen stellen will. Die guten Beispiele werden uns in Wettbewerben, wie sie hier in der Ausstellung zu sehen sind und wurden uns ja gerade anlässlich der Architektouren buchstäblich vor Augen geführt, die die Architektenkammer – nicht nur die bayerische – höchst lobenswerter Weise Jahr für Jahr und hoffentlich noch lange anbietet. Denn hier kann man buchstäblich und beispielhaft erfahren, was qualitätsvolle Architektur ausmacht. Dass sie nicht nur eine Frage des Geschmacks ist. Hier kann man im Sehen lernen. Etwa, wie sehr Architektur unser Leben prägt. Denn jeden Tag bewegen sich Menschen in Räumen: In Landschafts- Dorf- oder Stadträumen, in Wohn- und in Arbeitsräumen. Seit Jahrtausenden umgibt die Menschen eine von ihnen entworfene, eine gebaute Welt, die viel über diese Menschen verrät. Über ihr Zusammenleben, die Art ihres Umgangs miteinander, ihren Geschmack, ihr Gefühl für Gestaltung und Proportion. Denken sie nur an das Pfarrheim zur Burg oder das Altstadtquartier um die Frauenkirche hier in Memmingen“.

Dem Mitbegründer der Chicago School, dem Architekten und Zeichner Louis Henry Sullivan, der 1924 mit 68 Jahren in der bemerkenswert schönen Stadt am Michigan Lake starb, wird der Satz zugeschrieben: „So wie du bist, so sind auch deine

Gebäude.“ Man könnte das allgemeiner formulieren: An der Architektur ihrer Zeit, und ich zählte da bewusst die Planungen, die Stadt- oder Ortsentwicklungen dazu, kann man ablesen, welche Werte dieser Gesellschaft wichtig sind. Worauf es ihr ankommt.

An Häusern lässt sich etwa erkennen, wie Menschen wohnen. Wie sie wohnen müssen: Das kann aus der Not geboren sein. Oder wollen: Dann ist es eher eine Frage des Wohlstands. Das kann phantasievoll, gewagt, flexibel, noch nie dagewesen sein. Oder auf Sicherheit bedacht, gewohnten Vorstellungen entsprechend, eingebrannten Klischees folgend. Ob sie individualistisch leben, oder lieber nicht auffallen wollen. In einem Buch las ich von einem englischen Ehepaar, das ein Haus bauen, sich aber nicht auf einen Stil einigen konnte. Der eine Partner wollte Tudor, der andere Gotik. Schließlich entschied man sich britisch-pragmatisch: Die eine Seite Tudor, die andere Gotik. Der Architekt musste beides zusammenführen. Ganz klar nicht nur eine wunderbare Ehegeschichte, sondern auch eine, die etwas über Werte erzählt und über Mentalität. Das Haus ist heute übrigens eine Sehenswürdigkeit.

Auch das Verhältnis der Menschen zu Repräsentation und Macht lässt sich in der Architektur ablesen, und zu Tradition und Religion. Denken sie nur an die Veränderungen im Kirchenbau, die Rückschlüsse zulassen auf das religiöse Selbstverständnis und die Wertschätzung, die eine Gemeinde der Kirche entgegenbringt. Die außerdem vom liturgischen Verständnis erzählen, das eine Gemeinde hat. Wie die sakralen Orte zueinander angeordnet sind. Man könnte das noch etwas zuspitzen und fragen, welchen Gebäuden in Neubaugebieten die größte Dominanz eingeräumt wird. Was also als erstes sichtbar ist. In Ingolstadt, die kriegen es heute knüppeldick, ist es das Logo der Saturn-Hansa Unternehmenskette. Und, oft in ehemaligen Freien Reichsstädten wie hier, die Frage, ob ökumenische

Kirchenzentren entstanden sind und wie die gebaute Nachbarschaft aussieht. Das sagt zuweilen viel aus über den Zustand der Ökumene.

Man könnte auch zugespitzt fragen, ob es überhaupt noch einen neuen Kirchenbau gibt. Oder ob nicht umgenutzt, vielleicht sogar abgerissen werden muss. Es gibt gotische Kirchen, die in Restaurants umgewandelt wurden, und Klöster, die man in luxuriöse Hotels verwandelte. Und in den Niederlanden in Supermärkte, während die Gotteshäuser bis zur Unauffindbarkeit geschrumpft sind.

Das sind nur Beispiele für die hochkomplexen Zusammenhänge eines Konglomerats an Werten, den eine auch noch so kleine Gesellschaft eines Weilers, eine Dorfes, einer Stadt, einer, wie das heute heißt „Metropolregion“ lebt. Oder nicht lebt. Hier, in der Architektur, laufen viele Fäden zusammen.

Soviel jedenfalls wird klar: Greife ich einen Strang heraus aus der Fülle der Themen und Fragen, kann berühre ich auch immer die anderen. Man kann das in ein Bild fassen: Architektur ist wie ein gewebter Teppich mit einem komplexen Muster. Jeder Faden hat seine Farbe, und jede Farbe ist der Betrachtung wert. Aber der eine Faden, den ich in Augenschein nehme, ergibt noch kein Bild. Er ist vielmehr Teil des Gewebes. Ziehe ich nun an diesem einen Faden, dann verändert sich zwangsläufig das Ganze, damit auch das Bild.

Deshalb stellte schon der römische Baumeister, Theoretiker und Ingenieur Vitruv, dessen 10 Büchern wir seit der Renaissance unser Wissen um die antike Architektur verdanken, die Forderung, dass der Architekt alles zu erlernen habe. Er umfassend ausgebildet sein müsse. So schrieb Vitruv, übrigens irgendwann in der zweiten Jahrhunderthälfte vor Christi Geburt, Zitat:

„Daher muss er begabt sein und fähig und bereit zu wissenschaftlich-theoretischer Schulung. Denn weder kann Begabung ohne Schulung noch Schulung ohne Begabung einen vollendeten Meister hervorbringen. Und er muss im schriftlichen

Ausdruck gewandt sein, des Zeichenstiftes kundig, in der Geometrie ausgebildet sein, mancherlei geschichtliche Ereignisse kennen, fleißig Philosophen gehört haben, etwas von Musik verstehen, bewandert in der Heilkunde sein, juristische Entscheidungen kennen, Kenntnisse in der Sternkunde und vom gesetzmäßigen Ablauf der Himmelserscheinungen besitzen.“

Was Vitruv dann im Einzelnen ausführlich begründet. Der Architekt als universal gebildeter Meister des Baus. Darauf verweist ja auch die griechische Bedeutung des Namens: Archä: Anfang, Ursprung, Grundlage. Und Technä: Die Fertigkeit, die Kunst. Zusammengezogen: Der erste, der oberste Baumeister. Und, spannend genug, gehört hier auch der Arzt her: Zusammengesetzt aus Archä und iatros, dem griechischen Begriff für den Heilkundigen. Vitruv schöpfte also aus einem außerordentlich komplexen Verständnis, wenn er formulierte:

„Da also diese Wissenschaft so umfassend ist, weil sie mit verschiedenen wissenschaftlichen Kenntnissen in großer Zahl ausgestattet ist und ein Übermaß davon in sich vereinigt, glaube ich, dass niemand sich mit Fug und Recht ohne lange Ausbildung Architekt nennen kann. Sondern nur die, die von frühester Jugend an dadurch, dass sie auf dieser Stufenleiter der Wissenschaften emporgestiegen sind, durch die Kenntnisse sehr vieler Wissenschaften und Künste gefördert schließlich zur höchsten Stufe, der Architektur, gelangt sind.“

Und dann, meine sehr verehrten Damen und Herren schreibt uns dieser wunderbare antike Praktiker und Theoretiker ganz aktuell und ganz kybernetisch gedacht ins Stammbuch, Zitat:

„Aber vielleicht wird es Leuten, die nicht wissenschaftlich gebildet sind, wunderbar erscheinen, dass ein Mensch eine so große Zahl wissenschaftlicher Lehren in sich aufnehmen und im Gedächtnis festhalten kann. Wenn sie aber bemerkt haben, dass alle Wissenschaftszweige unter sich sachlich miteinander in Verbindung stehen und

etwas Gemeinsames haben, werden sie leicht glauben, dass es doch möglich ist.

Enzyklopädische Bildung ist nämlich als ein einheitlicher Körper aus diesen Gliedern zusammengesetzt.“

Ja, Herr Heubisch und Frau Schawan, so könnte man Excellenz auch verstehen.

Und das ist keine Frage bloßer Paukerei und G8 oder G9, sondern eine Frage innerer Einstellung zur Welt und der Frage, wie ich mit ihr umgehe. Wie ich sie gestalte. Nur nicht mit, wie man sie offenbar schon vor Christus kannte, Fachidioten. Und das ist, bitte sehr, brandaktuell.

Vor diesem Hintergrund schält sich beinahe von selber heraus, warum es von so eminenter Bedeutung ist, Wettbewerbe auszuloben. Viele Stimmen zu bekommen. Das möglichst Beste heraus zu filtern. Und zwar durch eine fachkundige Jury. Ich meine, die Stadt kann sehr stolz sein auf diesen Preis, der von dem Bewusstsein der Verantwortung zeugt dem Gebauten gegenüber. Die Ergebnisse sprechen da für sich, die sie alle in der Ausstellung sehen können. Und dann hingehen, um die reale gebaute Umwelt wahrzunehmen. Ich weiß, so ein Lob tönt schon wie der Schluss, auf den sie warten. Trotzdem möchte ich gerne noch beispielhaft einige Überlegungen besonders beleuchten, die mit dem Mut zum Risiko, zum Neuen und Unerwarteten zu tun haben. Ich stelle mich gewissermaßen in die Schuhe eines Architekten und eines Künstler. Der Architekt, das ist Matthias Sauerbruch, aus dessen Berliner Büro, das er zusammen mit seiner Frau Louisa Hutton führt, zum Beispiel das Münchner Brandhorst Museum stammt. Und der Künstler heißt Jürgen Partenheimer. Er ist Zeichner, Maler, Bildhauer, Autor, Reisender. Seine Biographie ist reich ist an Wegen, Wohnungen, Einfällen, Ausfällen, Kontakten, Erfahrungen und Erkenntnissen, an Ausstellungen, in nahezu allen Erdteilen, an Ehrungen und Irrungen. Er ist als Seh-Mensch nach 63 gelebten Jahren noch immer durstig nach Erkennen, nach Erkenntnis. Nach Herausforderung.

Und er sagt, zum Beispiel, Zitat:

„Ich werde ja täglich individuell gekappt durch eine Form von normiertem Verhalten, das es mir gar nicht mehr gestattet, in einer bestimmten Situation eine Äußerung intellektuell oder emotional zu zeigen, die scheinbar nicht in den Rahmen passt. Daher kommt ja auch der Ausdruck „fällt aus dem Rahmen!“, ja Gott sei Dank fällt noch jemand aus dem Rahmen! Wenn niemand mehr aus dem Rahmen fallen würde, würden wir ja in einer unglaublich langweiligen, toten Welt leben.“

Soweit Jürgen Partenheimer. Das Leben mit Widerspruch, das stets auch Kompromisse erfordert, sei, sagt Matthias Sauerbruch, das tägliche Brot des Architekten. Architektur ist immer gebunden an etwas. An Übereinkünfte, Vorschriften, Normen. An Wünsche. Architektur, sagt er ist immer ein Ja und ein Nein. Damit sie zustande kommen kann, bedarf es eines komplexen Dialogs, mit Menschen, mit den Umständen. Wie in allen Beziehungen. Die Idee vom völlig freien, ungebundenen Bauen, sagt Matthias Sauerbruch, ist unreal. Und er findet einen wunderbares Bild dafür:

„Also selbst auf der Insel“ sagt er „gibt es Windrichtungen, gibt es Sonneneinstrahlungen, gibt es natürliche Gegebenheiten, gibt es Baukonventionen, Erfahrungen, es gibt Materialien, die preiswerter sind, andere die teurer sind, und so weiter. Man muss nur lange genug hingucken, es wird immer Kriterien geben, die einen führen oder die einen gewissen Rahmen aufspannen, in dem man sich verhalten kann. Gebundenheit und Freiheit. Das ist das Spektrum, in dem wir uns bewegen. Natürlich, wenn ich jetzt aus der Erfahrung reden soll, überwiegen die Fälle, in denen die Freiheit geringer ist.“

Zitat Ende. Architektur als Prozess. Als Kommunikationsprozess und, in der Dynamik des Entstehens ein sich stetig verändernder Kompromiss zwischen Vorstellung einerseits und Möglichkeit andererseits, die sich beide gegenseitig bedingen.

Verändert sich das eine, folgt das andere. Ist die Freiheit geringer, dann steigt das Risiko, Erprobtes statt Gewagtem anzustreben. Der Sicherheit zu folgen. Routiniert zu bauen. Jemand wie Matthias Sauerbruch weiß das natürlich, hören wir ihm noch einmal zu:

„Man begibt sich auch in so einen Gedankenraum, in einen Gedankenkäfig, aus dem man nicht so ohne weiteres wieder herauskommt. Man hat ja Dinge gemacht und wird von der Umwelt auch gesehen in einer bestimmten Art und Weise, also man hat so seinen Ort, man wird, um es negativ zu sagen, in einen Karteikasten gesteckt, und da hat man dann seinen Platz und das kann ja auch bequem sein. Sich aus dem wieder los zu lösen ohne so genau zu wissen, in welchem anderen Kasten man dann mal landen würde, oder so, das ist ja nicht immer ganz einfach.“

Für Matthias Sauerbruch und seine Partnerin Louisa Hutton bedeutet das aber auch eine Herausforderung. Es erfordert, sagt der Architekt, immer wieder umzudenken. Nicht an einer einmal gefundenen Vorstellung hängen zu bleiben, sondern sich davon zu verabschieden und eine neue Lösung zu finden. Bauen als dynamischer Prozess. Das bedeutet Risiko und Wagnis. Auch, weil Menschen gewöhnt sind, das, was sie sehen, einzuordnen. Sie neigen dazu, das Vertraute in dem zu suchen, was ihnen begegnet. Dann können sie sich orientieren und fühlen sich sicher. Das kann wärmende Aspekte haben: Man fühlt sich zu Hause. Aber es blockiert auch, denn dann ist alle Wahrnehmung voreingenommen.

Gerade im Betrachten von scheinbar Vertrautem fällt das völlige, wirkliche und im wahrsten Sinn unvoreingenommene Wahrnehmen und Erfahren schwer.

Wahrnehmen heißt auf Altgriechisch „aisthanestai“. Der so oft so missverständlich auf Schönheit reduzierter Begriff „Ästhetik“ leitet sich hier ab. Der griechische Ausdruck „aísthesis“ aber bedeutet „Wahrnehmung“ auf ganz anderer Ebene: Denn diese „Wahrnehmung“ ist verbunden mit Begriffen wie „Gefühl“, „Empfindung“,

„Erkenntnis“, „Verständnis“ und „Bewusstsein“. Das Wort „Ästhetik“ setzt also ein höchst umfangreiches Erfahren voraus, ein überaus genaues Betrachten, ein gewissermaßen „mit Haut und Haaren“ Aufnehmen all dessen, was sich darbietet. Ein, wie sich das Verb übersetzen lässt „wahrnehmen, empfinden, bemerken, vernehmen“. Dann wird es zum Erfahren. Und erst, was ich erfahren habe, habe ich verstanden, habe ich eingesehen. Denn auch damit lässt sich dieser komplexe Begriff übersetzen. Alles in der Welt ist in diesem Sinn ästhetisch. Das Wahrzunehmende öffnet sich, wenn der Betrachtende ihm ohne Vorbehalte begegnet. Jedenfalls, und das ist entscheidend: Ohne vorgefertigte Bilder. Das gilt für alle Bereiche des Seins: Sehe ich, wenn ich mir bereits meine Meinung gebildet habe, wähne ich mich in Sicherheit, verschließe ich mich aber wesentlichen Erfahrungen. Ich bleibe gleichsam stehen. Die Bibel erzählt im Alten Testament von der Frau Lots, die sich nicht lösen konnte vom Alten, Vertrauten, und deshalb zurückblickte auf Sodom und Gomorra und zur Salzsäule erstarrte. Das bedeutet: Keine Veränderung mehr, keine Bewegung, keine Entwicklung, kein Leben, keine Zukunft.

Wir sind längst wieder angelangt bei der Architektur und den Wettbewerben. Bei der Entwicklung auf eine Zukunft hin. Bei der, wie man heute sagt „Nachhaltigkeit“. Ein Klischeewort, das doch nichts anderes meint als einen Wert, der lange anhält. Alle Klassiker sind, so verstanden, nachhaltig. Aber als sie geschaffen wurden, waren sie neu, zeitgemäß, vielleicht auch: umstritten und diskutiert. Eben dazu bieten Wettbewerbe die Chance: Wahrzunehmen in jenem ganz umfassenden Sinn und dann zu diskutieren, miteinander zu reden und zu ringen, hinzuschauen und hinzuhören. Unvoreingenommen und offen für alle Beratung die möglichst beste, zukunftsweisende Lösung zu finden. So oft das möglich ist. Wie wunderbar, dass dies hier so häufig geschehen ist, dass nun die Stadt den Ausloberpreis der

bayerischen Architektenkammer erhält. Auch, und lassen Sie mich das zum Schluss hervorheben, als Vorbild für alle anderen Kommunen. Nicht den einfachsten, nicht den schnellsten Weg gehen, dazu ist Architektur zu komplex. Und nicht den billigsten Weg gehen, es sei denn, er ist der beste. Architektur ist keine Frage des Geschmacks. Sondern Ergebnis gestalterischer und ästhetischer Prozesse. Deshalb ist es so wichtig, mit Bedacht zu handeln, um den komplexen Entscheidungsfindungen gerecht zu werden. Niemand kauft ein Auto rasch, sondern vergleicht vorher ausgiebig. Und anders als ein Auto, das nach geraumer Zeit verschrottet wird, bedeutet Architektur auf Dauer gebaute Landschaft, gebaute Welt, in der wir uns bewegen und leben, die auf uns wirkt und wir auf sie. Sollte man sich da nicht ganz besonders Mühe geben beim Vergleichen? Gut, dass dies hier immer wieder geschehen ist. Das kann man nicht genug loben.

Ich danke Ihnen für Ihre Geduld.